

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1919

23.2.1919 (No. 8)

Die Pyramide

Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt.

Nr. 8

Karlsruhe, Sonntag, 23. Februar

1919

Inhalt: Die Nationalversammlung zu Frankfurt und ihre Parteien. II. Ein Aufsatz aus dem Jahre 1848 von Jos. Witt. v. Scheffel. — Otto Ludwig. Zum Gedächtnis des 12. und 25. Februar. Von Emil Kast, Karlsruhe. — Gedanken zur Einheitschule. Von Hauptlehrer Hermann Wiser, Karlsruhe. — Gäste. Von Peter Scher

Die Nationalversammlung zu Frankfurt und ihre Parteien.

Ein Aufsatz aus dem Jahre 1848 von Jos. Witt. von Scheffel.

II.

Das rechte Centrum hat sich übrigens über seine Stellung in der Nationalversammlung noch nicht bestimmt ausgesprochen; wir glauben aber dahin besonders zählen zu können die früheren Mitglieder der liberalen Opposition in den einzelnen deutschen Ständekammern, die jetzt zum Theil an der Spitze der deutschen Regierungen stehen, wie Kömer, Pfizer, v. Wydenburg, Wasserhagen u. A. — für das linke Centrum hat Dr. Eisenmann den Entwurf zu einem Programm veröffentlicht, aus welchem wir die Hauptgrundsätze hervorheben. Nach diesem Programm bildet Deutschland einen Bundesstaat mit constitutionell monarchischer Verfassung. Vor Allem wird das linke Centrum, daß über die Volksrechte herathen und notirt werde. Die gesetzgebende Gewalt soll vom Volk ausgehen und von dessen Vertretern ausgeübt werden: Damit aber die in Frankfurt zu entwerfende Reichsverfassung nicht als absolutes Dictat den einzelnen Staaten aufgedrungen und jedem Reactionsgefühle der Vermeidung genommen werde, dieselbe als aufgezungen zu verläugnen; wünscht der Eisenmannsche Entwurf, daß die von der constituirenden Versammlung angenommene Reichsverfassung den einzelnen Staaten zur Annahme vorgelegt werde. Um deren spezielle Wünsche und Bedürfnisse kennen zu lernen, soll jede deutsche Regierung einen Gesandten mit Instructionen an die Nationalversammlung senden und so eine Art Ministerbank bilden.

Als künftige Organe der gesetzgebenden Gewalt soll die Nationalversammlung festsetzen: 1. eine Volkstammer, auf breiter Basis der Wahl. 2. eine Staatenkammer, oder Senat, zur Vertretung der Einzelstaaten und Regierungen, bestehend aus deren Gesandten, die aber durch verantwortliche Minister geschickt werden müssen.

In Bezug auf die ausübende Gewalt steht der Entwurf für das linke Centrum nur fest, daß an ihrer Spitze ein unverantwortliches Oberhaupt steht, über dessen Persönlichkeit, Titel und Wahl eine positive Bestimmung zur Zeit nicht vorgelegt werden kann: — nur darüber sind wir einig, daß wir weder für einen erblichen noch für einen Wahlkaiser stimmen. Dem Oberhaupt zur Seite stellt der Entwurf einen Staatsrath; — zur Ausführung der Regierungsgeschäfte ein verantwortliches Ministerium, mit einem Reichskanzler; — zur Ausführung der Reichsrechtspflege einen Reichsgerichtshof.

Als formeller Grundsatz des parlamentarischen Lebens wird im Namen des linken Centrums noch besonders ausgesprochen, daß es mit Würde und Besonnenheit verfahren, namentlich alle Despotisirung der Minorität vermeiden, im Gegentheil den andern Parteien, besonders den Minoritäten alle Concessionen machen wolle, die sich mit seinem Princip vertragen.

Soweit der Eisenmannsche Entwurf für das linke Centrum. Ob die darin ausgesprochenen Grundsätze wirklich eine geschlossene Partei als linkes Centrum vereinigen werden, ist aber zur Zeit noch unentschieden; denn die bis jetzt darüber gepflogenen Verhandlungen haben noch zu keinem Resultat geführt, wie viel oder wie wenig von dem Entwurf als Basis eines linken Centrums stehen bleiben wird.

Ganz schroff und bis an die Zähne bewaffnet tritt die äußerste Linke gegen die Concessionen an die bestehenden Verhältnisse in die Schranken. Ihr Glaubensbekenntnis enthält das „motivirte Manifest der radical demokratischen Partei in der constituirenden Nationalversammlung“ mit dem Motto: Wer die majestas populi an den Caesar abtritt, verräth ganz einfach das Volk an den

Caesar. Die äußerste Linke fußt einzig und allein auf dem Princip der Volkssouveränität, und betrachtet die constitutionellen Grundsätze insbesondere die des Vertrags oder der Vereinbarung mit den einzelnen Staaten und Regierungen als damit durchaus unvertäglich.

Sie sieht in jeder Staatsform, durch welche die Souveränität des Volkes in einem bestimmten Organ z. B. in einem Kaiser, fixirt werde, einen Selbstmord an der Volkssouveränität, und warnt vor dem Beispiel der Dänen, die einst nach ihrer Revolution durch eine lex regia, die Souveränität, die sie factisch in Händen hatten, an einen absoluten König abtraten. Daher betrachtet sie jetzt die constituirende Versammlung zu Frankfurt als einzig legitimes Organ der Volkssouveränität, das alle Staatsgewalten des künftigen Gesamtstaates in sich vereinige, und verlangt von derselben, daß sie allein diese verschiedenen Gewalten nicht nur beschließe, sondern auch sofort in Wirksamkeit setze, — ohne die Einzelstaaten um ihre Zustimmung zu fragen.

Daher findet auch, für die künftige Reichsverfassung, im Manifest der äußersten Linken eine Staatenkammer neben der Volkstammer keinen Platz; der Wille der einzelnen Staaten hat neben dem in der Nationalversammlung enthaltenen souveränen Gesamtwillen des Volkes keine Berechtigung mehr.

Die äußerste Linke will, damit die Nationalversammlung in keinem Jota aufgegeben werde, als legislative Gewalt eine Nationalversammlung, gewählt auf 8 Jahre, ohne Censur, durch directe Wahlen; — als Vollziehungsgewalt einen verantwortlichen Präsidenten und ein verantwortliches Ministerium, das durch die jedesmalige Mehrheit der Versammlung aus ihrer Mitte neu gewählt wird.

Den Einzelstaaten bleibt überlassen ihre Staatsform (Republik oder constitutionelle Monarchie) selbst zu bestimmen, jedoch soll durch die Volksrechte, welche die Nationalversammlung proclamirt, derjenige Grad von Volksfreiheit festgesetzt werden, der unter allen Umständen dem Volk gewährt werden muß.

Während also die Rechte mehr nur ihr historisches Recht im Auge hat und als Aufgabe der Gegenwart nur die allmähliche Fortbildung derselben aufstellt; während das Centrum die Principien der neu errungenen Volkssouveränität durch eine Art Vertrag mit den Principien des früheren Rechts versöhnen und so ins deutsche Staatsleben einführen will; betrachtet die Linke durch den revolutionären Proceß der letzten Monate die ganze Vergangenheit als aufgehoben und durch den einen Grundsatz der Volkssouveränität gleichsam wie mit Scheidewasser weggeätzt, — so daß sie natürlich zu dem Schluß kommt, die ganze Zukunft nur aus der Gedankenentwicklung dieses einen Grundsatzes zu construiren und die ganze Macht der Gegenwart in dem jetzigen Organ des Volkswillens, in der Nationalversammlung zu finden.

Die Hauptvertreter der Linken sind Robert Lum, dessen großes parlamentarischen Talent, sowie seine klare Art, den Nagel auf den Kopf zu treffen, selbst bei seinen Gegnern volle Anerkennung findet, — Wessendonck aus Düsseldorf, der mehr mit äußerer advocatischer Formgewandtheit als Tiefe seine Sache vertritt; — Arnold Ruge, der zwar in der Nationalversammlung noch nicht viel hervortrat, aber in den Einzelverhandlungen z. B. im deutschen Hofe, im Weidenbusch seine bei der literarischen Fortbildung der Hegelschen Philosophie erworbene dialectische Gewandtheit auch als Redner bewies; sodann Vogt aus Gießen, Ritz aus Mainz, Schaffrath, Eisenstuck u. A. Eine große Zahl der badischen Abgeordneten wird ebenfalls zu dieser Seite gerechnet werden können.

Noch durchaus unentschieden ist die Stellung der katholischen kirchlichen Partei, zu welcher besonders die Rheinlande, Westphalen, Baiern, und in geringerem Maße auch Ostreich Vertreter gestellt haben. Daß diese unter sich wohl organisiert ist und ihre eigenen Pläne verfolgen wird, darf wohl nicht bezweifelt werden, zumal wenn man das festgeschlossene Auftreten der katholischen Gesinnungsgeoffenen in der constituirenden Versammlung zu Berlin in Vergleich zieht.

Aber noch ist sie durchaus nicht öffentlich als bestimmte Partei erschienen. Ob sie auf der Rechten, ob nicht vielleicht auf der äußersten Linken den besten Weg sieht, auf der ihre eigenthümlichen Zwecke zu erreichen seien, darüber wollen wir keine Vermuthungen aufstellen; sie wird für beide Seiten ein gleich unaufrichtiger Mittler sein.

Die erste Veranlassung für die Ultramontanen, ihre Phalanx in den Kampf zu führen, wird wohl bei der Verathung der Volks-

rechte sich darbieten, wenn die Nationalversammlung über die politische Gleichstellung jeder religiösen Ansicht und über Trennung der Kirche vom Staat beschließen wird.

Daß diese Partei keine Resultate erzielen werde, läßt sich bei der Zusammensetzung der Nationalversammlung ziemlich sicher voraussagen; jedenfalls fehlt es ihr nicht an gewandten Kämpfern, denn Phillips, Döllinger, Sepp, Cassaulz sind sämtlich Mitglieder des Parlaments.

Hiemit schließen wir diesen vorläufigen Ueberblick über die verschiedenen Richtungen, die innerhalb der Nationalversammlung vertreten sind. Wie gesagt, es sind, außer der äußersten Linken, die Parteien noch nicht unter festen Grundsätzen consolidirt; zum Theil sind sie noch gar nicht öffentlich hervorgetreten; — Viele auch haben sich noch gar nirgends angeschlossen, z. B. die meisten bayerischen Abgeordneten, die Abends lieber unter sich im Landsmannschaftlichen Kreise beisammen sind, als im wilden Lärm einer öffentlichen Gasthofsdebatte.

Jedenfalls aber werden nach den ange deuteten Gesichtspunkten sich die Parteien gestalten; — manche Parteischattirung wird im Lauf der Versammlung verschwinden, andere werden aufkauchen; — einzelne Gruppen werden in einander über und aufgehen; später wird vielleicht das Centrum ganz verflüchtigt und so nach seinen verschiedenen Elementen auf die rechte oder linke Seite übergehen; oder umgekehrt werden auf der rechten und linken Seite nur die äußersten Tirailleurs als selbstständige Kräfte stehen bleiben und die Uebrigen mehr das Centrum verstärken: — all diese Eventualitäten bleiben der parlamentarischen Entwicklung der Nationalversammlung vorbehalten.

Diese Entwicklung wird eine gute werden, wenn in all dem Kampf der Gegensätze der Gedanke der Einheit und des großen gemeinsamen Vaterlandes nicht verloren geht, und wenn insbesondere nicht durch Despotismus der Majoritäten oder Sonderhändel der Minoritäten offene Spaltungen hervorgerufen werden, die nicht mehr zu heilen sind.

Frankfurt a. M., Anfang Juni 1848.

Otto Ludwig.

Zum Gedächtnis des 12. und 25. Februar.
Von Emil Käß, Karlsruhe.

Die Zahl der deutschen Dichter, deren Leben und Schaffen eine ununterbrochene Folge qualvollster körperlicher und seelischer Leiden gewesen ist, ist Legion; einer dieser Unglücklichen ist in gar mancher Beziehung Otto Ludwig gewesen, dessen Name so Vielen, dessen meiste Werke nur den Wenigsten bekannt sind. Wo immer eine neue Klassikerbibliothek auf dem Büchermarkt erscheint, da fehlen auch die Werke dieses Thüringers nicht; es gibt auch kaum eine Romanbücherei, die nicht „Die Heiterkeit und ihr Widerspiel“ unter ihre Folge, sei sie national oder kosmopolitisch angelegt, aufnimmt. Trotzdem, Ludwig ist nicht mehr unter uns Modernen lebendig; er ist es höchstens unter der Aufschrift des zeitgenössischen Antipoden von Friedrich Hebbel. Ihre Tagebücher zeigen, daß beide — Ludwig wie Hebbel — sich dieser grundsätzlichen verschiedenen Stellung bewußt gewesen sind. Auch ihr Lebensweg und -werk zeigt manches Aehnliche, nur das Ergebnis ist völlig gegensätzlich; bei Hebbel schließlich die Ueberwindung aller Widerstände, bei Ludwig nur insolge größter Resignation Vermeidung der Selbstauflösung.

Otto Ludwig ist am 12. Februar 1818 zu Eisfeld geboren. Sein Vater, Stadtsyndikus und herzoglich sachsen-meiningischer Hofadvokat, wie seine Mutter, eine geborene Otto, waren angesehene Bürgerkinder in wohlbestelltem Vermögensverhältnissen. So begann Ottos Jugend unter glücklichen Vorzeichen, aber bald verdunkelte sich die heitere Lebensfrühe. Draußen im weiten Europa legte man die blutigen Waffen allgemach nieder; die Eisfelder Bürger waren jedoch nicht so friedenshungrig, sondern gereizt durch die von Otto Ludwigs Vater geplante Neuordnung in der heimischen Verwaltung, und ohnehin erregt durch die schwierigen Lebensbedingungen während der auf die Miskernte von 1816 folgenden Monate, kamen sie bald zum offenen Kampf gegen ihren Syndikus. Die Wut stieg noch, als beim Herzog gegen den tüchtigen Beamten nichts zu erreichen war. Hannibal Fischer, der nachmals einigermaßen denkwürdig gewordene Aufstiegsleiter der deutschen Flotte, stand gerade in meiningischen Diensten und hatte die Vermittlung zwischen Aufständischen und Regierung zu leiten; der Erfolg war kläglich genug. Der Herzog hielt es für geraten, die Stadt so lange zu verlassen, bis er nach Ausbietung seiner gesamten 200 Mann starken Truppen die Rückkehr wagen und angesichts der heulenden Bürgerinnen die verhafteten Räubersführer mit großartiger Begnadigungsgefte freilassen konnte. In der Zerstörung des Ludwigischen Anwesens durch eine kurz danach ausbrechende Feuersbrunst sah die immer noch erzürnte Bürgerschaft ein Gottesurteil gegen das verhaßte Stadthaupt. Während des Brandes im Hause des Syndikus gestohlene öffentliche Gelder mußte er ersetzen. Alle diese Erregungen zermürbten sein Leben schnell; er starb in Ungewißheit über die Zukunft seiner Familie. Die erzieherischen Kräfte der häßlichen Mutter Ottos reichten nicht viel weiter, als die phantastische Veranlagung ihres Sohnes faust zu zügel. Früh machte

sie den sich an der Romantik begeisternden Knaben mit Goethe, Schiller, Tieck und C. Th. A. Hoffmann bekannt, er selbst liebte glühend die Musik. Der Mutter wohlhabender Bruder, Kaufmann Christian Otto, hätte nichts dagegen eingewandt, wäre sein Neffe nach Absolvierung der Eisfelder Stadtschule bei ihm als Lehrling eingetreten. Doch fürs erste besuchte Otto Ludwig im Einverständnis mit der Mutter das Gymnasium zu Sildburgshausen.

Hier zeigte sich zum ersten Male das grundlegende Verhängnis seines ganzen Lebens: er ist so sehr Autodidakt, daß er nur das, was er für sich passend erachtet, lernt, mit heißem Eifer und rastloser Fähigkeit, ohne sich aber dem Zuspruch älterer und wohlmeinender Ratgeber jemals zu öffnen. Er hat keineswegs von Anfang an unter beengender Kleinlichkeit etwa seiner Lehrer zu leiden gehabt; mancher unter ihnen merkte wohl, daß hier ein beachtenswertes Talent zu fördern gewesen wäre. Seine Eigenwilligkeit hat aber die Beziehungen zwischen Lehrern und Schülern unerquicklich gestaltet, und so ist ihm der Entschluß nicht schwer gefallen, dem Wunsch seiner Mutter nachzukommen und zu ihr, die ihr Ende herannahen fühlte, heimzukehren. Ob er allerdings mit besonderen Gefühlen der Befriedigung in die Lehrtische bei seinem Onkel eintrat, mag man mit einiger Berechtigung bezweifeln. Dem Onkel kann man Anerkennung nicht versagen, insofern er den Neffen nicht streng in den Geschäftsbetrieb einspannte, so daß ihm noch Zeit für die Liebhaberereien blieb. — Im November 1831 starb die Mutter, und angesichts der veränderten Lage im Hause des Onkels, der einen herrschaftlichen Drachen von Haushälterin, unter dem Zwang der Notwendigkeit in Gestalt eines Sprößlings, hatte heiraten müssen, zog Otto Ludwig es vor, wieder, diesmal in Saalfeld, Pennäler zu werden. Die Sehnsucht nach der heimlichen Umgebung zwang ihn jedoch in die Hölle des oheimlichen Hausalters zurück; wenn er auch mehr wie einmal den „Lieben lieben Herrn“ vor den Messerbedrohungen seiner den Alkohol fanatisch verehrenden Gattin taikräftig schützen mußte, so ließ er sich dadurch seine romantische Gedankenämmerung am Klavier und im Garten nicht sonderlich trüben. Er komponierte und war glücklich, als er die Leitung einer eisfeldischen Dilettantenbühne übernehmen konnte, wo alsbald sein dreiaktiges Viederpiel „Die Geschwister“ zur Aufführung gelangte. Allerdings mittenhinein in diese Zufriedenheit hagelten wieder selbstverzehrende Grübeleien und lähmten ihn, der ohnedies nie Ehrgeiz oder faustischen Latendrang in sich gespürt hat. Das Manuskript einer neuen Oper „Die Köhlerin“ vermochte dem meiningischen Hofkapellmeister Eduard Grund Worte des Lobes und der Aufmunterung zu entlocken, die wenigstens eine für drei Jahre garantierte Unterstützung aus der herzoglichen Privatkassette eintrugen. Dadurch wurde möglich gemacht, daß Ludwig sich nach Leipzig begab, um bei Festy Mendelssohn-Bartholdy, dem Leiter der Gewandhaus-Konzerte, weiteren Musikstudien zu obliegen. Die schwirrende Grelle der Großstadt jedoch, der Massenbetrieb in öffentlichen und privaten Konzerten, das literarische Handwerkertum (so schien es ihm wenigstens) des Jungen Deutschland, wie es hier durch das hochentwickelte Verlegerwesen gepflegt wurde, dies alles stieß ihn ab.

Im Frühjahr 1840 kam eine schon lange geheim in Otto Ludwig nagende Krankheit zum Ausbruch, die ihm jede Tätigkeit unmöglich machte. Während der Genesung klammerte er sich an die Musik und voller Hoffnung folgte er Mendelssohns Rat, heimzukehren und dort in der Stille weiter zu arbeiten. Inzwischen waren auch die ersten zusammenhängenden literarischen Versuche gemacht. Er erträumte ein musikalisch-dramatisches Idealwerk; doch dabei kam er im wahren Sinne des Wortes aus dem Nege in die Traufe: der ihm schamlos vorkommenden Oberflächlichkeit der Literaten- und Musikerkreise entließ er aus der Großstadt, um an der faden moralistischen Enge langweiliger Spießbürger zusehender zu werden. Zu den abstoßenden Eindrücken, die er in der Familie des kranken Onkels hatte, kam eigene Kranklichkeit, die ihm zeitweise die notwendigsten schriftlichen Bemerkungen zur Dual machte. Aber vielleicht in einer gewissen Abstumpfung befangen, hat er sich in diesem Zustand nicht eigentlich unglücklich gefühlt. — Bisher hatte das herzogliche Stipendium eine nützliche Hilfe verspüren lassen; jetzt rückte das Ende seiner Wirksamkeit in erkennbare Nähe, und es galt, mit einem greisbaren Etwas auch dem angehenden Literaten eine Verlängerung zu erwirken. So unbedeutend die seltsam betitelt Novelle „Die Emanzipation der Diensthöten“ war, des meiningischen Bibliothekars Ludwig Bechstein wohlwollendes Urteil, „es sei Herrn Otto Ludwig eine nicht gewöhnliche Begabung zuteil geworden, die Anerkennung und Ermunterung verdiene, wenn er auf dem Wege moderner Novellistik fortschreiten wolle“, erwirkte neuen Zuspruch von seiten des Fürsten. Dieser Erfolg wirkte günstig auf Ludwig; zum zweiten Male wanderte er nach Leipzig. Das Glück ist ihm hold: Heinrich Laube nimmt sich hier seiner sichtbarlich an. Auch später als Burgtheaterdirektor in Wien hat er seinen thüringischen Schützling nicht vergessen. Ludwig kam in eine ihm sympathische Umgebung. Für die wieder einmal umgearbeitete Agnes Bernauer (zum wievielten Male mußte er wohl selbst nicht mehr) fand sich freilich weder eine Bühne, noch ein Verleger, ebensowenig für die Novellen „Maria“ und „Wahrhaftige Geschichte von den drei Wünschen“. Nun wandte sich Ludwig hilfesuchend an eine entfernte Verwandte, die Dresdener Schauspielerin Karoline Bauer:

„Erinnern Sie sich wohl jenes blöden Jungen noch, der, da Sie im Jahre 1825 seinen Onkel Christian Otto und seine Mutter

„Mit Syndikus Ludwig in Eisfeld besuchten, überrascht und verbucht vor Ihnen stand? Und der jetzt eben wieder so blöde und verdübt vor Ihnen steht, da er, eh' man noch recht weiß, wer er ist, schon mit einer Bitte angeklagen kommt? Sie können sich seiner nicht mehr erinnern, und er selbst muß Ihnen erzählen, was besser durch einen andern geschähe, wenn er sich von seinem Onkel vorlesen ließ von dem schönen Verhältnis, was zwischen Ihrer Mutter und ihm bestand, von Ihrer feinen Bildung und ungekünstelten Anmut, und er sich um so öfter vorsagen ließ, als diese Erinnerungen das einzige sind, was des armen Onkels Stimmung über das Traurige seiner Lage emporheben kann. Wenn man ihn davon erzählen sieht, sieht, wie er auf Augenblicke wieder ganz jung wird, wie ein Baum im Abendrot, so wundert man sich nicht, daß es einem selbst ist, als hätte man Sie lange gekannt, und es sei eine Lust, Ihnen Dank wissen zu müssen.“ — Die Base gab ihres jaghaft hoffenden Vetter's Manuskript an Ludwig Tied weiter, der einiges automatische Murmeln der Anerkennung von sich gab. — 1843 zog Ludwig nach Dresden und kam hier alsbald des näheren mit einem regen Bühnenbetrieb in Verbindung. Das Jahr zuvor war der Oheim in Eisfeld gestorben, nachdem er den Neffen über die Hälfte seines klein gewordenen Vermögens zum Erben eingesetzt hatte. 1845 lernte Ludwig Eduard Devrient kennen, den damaligen Regisseur am Dresdener Theater; dieser setzte sich, nicht ohne eigene Widerwärtigkeiten davon zu ernten, mutig für Ludwig ein, was nicht hinderte, daß es dessen dramatische Ergüsse „Die Rechte des Herzens“ sowie „Die Pfarrrose“ zu feiner Darstellung brachten. In diese Dichtungen schloß sich die Gelegenheitsarbeit der Dramatisierung von Hoffmann's „Fräulein von Scuderi“; Gutzkow, Tied's Nachfolger in Dresden, hatte das Stück schon in unmittelbare dramaturgische Bearbeitung genommen und einzig wegen einer fast unbegreiflichen Interesslosigkeit Ludwigs konnte er nicht bis zur wirklichen Inszenierung gelangen. Der Dichter vergaß alle nächstliegenden Realitäten; der „Erbförster“ beschäftigte ihn. Er sollte der große Wurf werden, allerdings auch deutlicher wie kein zweites seiner Werke zugleich die Grenzen seines Könnens bloßlegen. So scharf Ludwig in seinen geradezu anatomisch sezierenden „Shakespearestudien“ die Technik dramatischen Aufbaues vor allem an den Antipoden Shakespeare und Schiller bargetan hatte, ihm selbst waren positive dramatische Formungsfähigkeiten nicht verbleiben. Man hat bei Ludwig den unabwiesbaren Eindruck, daß ihm ein zu scharfer Blick für fremde und eigene Unzulänglichkeit stets jede Schaffensfreude und alles Selbstvertrauen nahm. Goethe hatte einmal, sich selbst anspornend, den Satz formuliert, daß unsere Ideale in einem ganz bestimmten Verhältnis zu den in uns schlummernden Fähigkeiten ständen; Ludwig war durch diese klare Erkenntnis gelähmt, und so wurden die trefflichen Milieuschilderungen im „Erbförster“ durch unverantwortliche Zufälligkeiten der dramatischen Führenführung derartig im Wert herabgesetzt, daß keine harmonische Einheit zustande kam. Alsbald setzte eine heftige Kritik gegen das am 4. März 1850 uraufgeführte Stück ein. Ludwig verfaßte eifrig und fast verzweifelt Apologie um Apologie, ohne die nur zu berechtigten Einwürfe wirksam entkräften zu können. Die Bühnenwirkung war nichtsdestoweniger bedeutend. In diesen zwiespältigen Gefühlen des äußern Erfolges und der innerlich begründeten Ablehnung durch die Kritik wuchs im Dichter unter dem heiteren Eindruck jungen Hegel's ein zweites großes Drama der Reife entgegen: „Die Makkabaer“. Aber mit diesem Werk war ihm nur ein glücklicherweise kurzer Misserfolg beschieden, bis das Stück dauernd in Vergessenheit versank. Ludwig trug sein Mißgeschick leicht; nochmals spannte er unter Hintanhaltung anderer Pläne alle Kräfte an, die Agnes Bernauer endgültig zu formen; selbst jetzt blieb leider das Erreichte weit hinter dem edlen Ziel zurück. — Die Zeit der geistigen Abspannung füllte er mit erzählenden Schriften aus, und auf diesem Gebiete, fast wider des Dichters Absichten, gewann sein größter Erfolg Gestalt, der einzige, der moderner Beurteilung standhält, der wundervolle Roman „Die Heiterethei und ihr Widerspiel: Aus dem Regen in die Traufe“. Aus dem Feuilleton der Köninischen Zeitung, wo er durch Berthold Auerbach's freundliche Vermittlung zuerst der Öffentlichkeit vorgeführt wurde, hat der Roman seinen Siegeszug zu der deutschen Lesewelt angetreten. Noch freuen sich viele dieser erdhafte, heimatduftdurchzogenen Kunst, die in solcher Vollendung ihr Schöpfer nur noch einmal in der kleinen Erzählung „Zwischen Himmel und Erde“ erreicht hat. — Damit hatte Ludwigs Kraft sich erschöpft, die letzten zehn Lebensjahre wurden dem Dichter durch Krankheit schwer gemacht; am 25. Februar 1865 ist er erst von seinen Leiden erlöst worden.

Überblickt man das menschliche und künstlerische Ergebnis dieses Lebens, so muß man die reine Zwecklosigkeit, mit der es erstrebt wurde, bewundern, und man kann nur bedauern, daß Ludwig die künstlerische Bildergabe so sehr gebracht, vor allem da, wo es auf dramatische Szenenanlage und Charakterisierung ankam. Die lyrischen Ergüsse sind helde Male, wo sie reine Gefühlsäußerungen und wo sie politische Bekenntnisse zu den Revolutionäreignissen sind, belanglos. Schmerzhaft kann man nur die Klarheit des Blickes empfinden, die den „Shakespearestudien“ und anderen Untersuchungen zur Technik des Dramas zum Leben verhalf (noch heute vermögen sie uns mancherlei zu sagen); diese selbe Klarheit, die alles eigene freie Schaffen letzten Endes lahm legte. Das Gedicht „Der Mensch und das Leben“ ist ein ebenso wehmützig sich bescheidendes Selbstbekenntnis wie die Verse aus dem hinterlassenen Fragment „Coriolan“, mit denen ich diese Zeilen des Gedankens schließen will:

„Noch einmal, eh' ich gehe, laß das Haus,
Wo meine Wiege stand, mich grüßen; dann
Wie Kinder plaudern wir von alten Tagen.
So gleit' ich wie ein welkes Blatt vom Zweig,
Das unter Schwestern eben noch geklüffert,
Das niemand fallen sieht. Dorthin gewandt
Steht ihr, und — dahin schied' ich mit der Sonne!“

Gedanken zur Einheitschule.

Von Hauptlehrer Hermann Wiffert, Karlsruhe.

Der „Deutsche Lehrerverein“ mit seinen 182 000 Mitgliedern wie auch der ihm angeschlossene Badische Zweigverein haben die Forderung der „Einheitschule“ in ihr Programm aufgenommen, nachdem kurz vor Kriegsausbruch die große deutsche Lehrerversammlung d. Jahres 1914 in Kiel darüber bindende Beschlüsse faßte.

Diese Tatsache, in weiten Kreisen des deutschen Volkes bekannt, hat in ihm die Ansicht erzeugt, als ob diese Forderungen nun durch die Kieler Beschlüsse des Jrs. 1914 erstmals erhoben worden seien. Dem ist nun nicht so.

Der Gedanke der Einheitschule ist vielmehr schon recht alt. Wie man aus verschiedenen Werken Platos und Aristoteles entnehmen kann, fordern auch sie schon „Freie Bahn jedem Tüchtigen“ und Plato selbst geht noch einen Schritt weiter, wenn er meint, daß man bei Einführung der staatlichen Erziehung darauf Bedacht haben müsse, die Begabten entsprechend ihrer Begabung den verschiedenen Zweigen des Lebens schon durch die Schule zuzuweisen. Das ist doch gar nichts anderes als die Einheitschule, die den lückenlosen Anschluß der niederen Bildungsstufen an die höheren dadurch erleichtert, daß sie eine Vereinigung der Gleichen durch Abscheidung, Trennung der Ungleichen, auf Grund des Begabungsmaßstabes verlangt.

Cicero aber meinte: „Was für ein größeres oder besseres Geschenk können wir dem Gemeinwesen darbringen, als wenn wir die Jugend lehren und unterrichten? zumal bei den gegenwärtigen Sitten und Zeiten, wo sie so gesunken ist, daß sie mit aller Macht gezügelt und in Schranken gehalten werden muß.“ Was aber die Grundlage des ganzen Gemeinwesens ist, das hat schon treffend der Pythagoräer Diogenes erkannt, als er meinte: „Das ist die Erziehung der Jünglinge; denn niemals haben Weinreben, welche nicht gut ausgebildet sind, brauchbare Früchte getragen.“ Möchten doch solche Worte auch heute dort vernommen werden, wo man den Ernst der Lage noch nicht zu erkennen scheint oder wenigstens noch nicht gewillt ist, einzusehen, daß wir unser Zukunftsglück nur durch die Jugend und mit der Jugend erreichen.

Aber mit welcher Jugend denn? Fürchtbar hat der Krieg unter den Männern Deutschlands ausgeräumt; viel edle Kraft, teuerste Kultur- und Seelenwerte liegen unter den Trümmern aller Kampfzonen auf immer begraben.

Als heimliche Könige schaltet,
gefalbt mit Erdschmerz,
ihr über die Erde und waltet
still über des Volkes Herz.

W. Flex.

Ein grausames Schicksal aber hat es gewollt, daß wir durch dieses sinnlose Völkerringen auch jene hinausführen mußten in die Hölle der Großkampfschlachten, die oftmals körperlich kaum, seelisch aber noch gar nicht in der Lage sein konnten, die fürchterlichen Eindrücke einzelner Episoden so in sich aufzunehmen und zu verarbeiten, daß dadurch ihr Innenleben jene Tiefe seelischer Ergriffenheit erreicht hätte, die zwar nicht Melancholie, aber doch einen gefestigten Willen zum absolut Guten, einen Lebensernst, erzeugt haben müßte, wie ihn beispielsweise Walter Flex, der heldenhafte Sänger uns in seinen Versen andeutet, wenn er sagt:

Du freie Gottesschmiede,
Du lohe Sonnenglut,
Inbrünstiglich durchglühe
Leib, Seele, Herz und Blut!

Dieses reinigende Durchglühen der Seele und des Herzens, diese eigentlich selbstverständliche Reaktion der gewaltigsten Eindrücke auf den inneren Menschen hätte die beste Kraftquelle jenen Versuchungen gegenüber werden sollen, die dem noch ungefestigten jugendlichen Streiter, der, Mutter's sorgender Liebe plötzlich entrissen, inmitten Andersgearteter von bislang zumeist unbekanntem ziellosem Wandel erfuhr und sich mitreißen ließ.

Wie ganz anders aber war „dem Wanderer zwischen beiden Welten“ das Erlebnis des Krieges eine Schule geworden. Wie könnte er sonst Worte finden, wie folgende: „Ihr glaubt zu altern und werdet reif. Euere Toten und euere Toten machen euch reif und halten euch jung. Das Leben ist alt und gierig geworden, der Tod bleibt sich immerdar gleich. Weißt du nichts von der ewigen Jugend des Todes?“

Wer so den Krieg erlebte, hat jenen Geist und Seelenadel, mit dem er allen Mühsalen und Gefahren stegfroh begegnet. Hatte dies unsere todgeweihte Jugend im allgemeinen? Leider, nein; weil sie dorthin, wo sie diesen Geist empfangen will und sollte, von Vielem hört und erfährt, nur nicht davon, was das Leben uns erst lebenswert macht. Das aber sind nicht materielle Güter, nicht Form, nicht Wissen allein! Das ist der Geist, den wir in unsere Werke legen und einhauchen sollten als Bildner ihrer Seelenkräfte, um die noch tote Masse zu lohebendem Leben anzuklammern. Eine Nachschöpfung! Die fehlte aber. Es fehlte

dieser Geist der Schule und deshalb mußte er auch jenen Armen fehlen, die von der Quelle des Lebens so plötzlich hinweggerissen wurden zur Quelle des Todes!

„Erbarm dich Gott der achtzehn Jahrl
Der Tod war weit, nun ist er nah!“

So fehlte der kämpfenden Jugend im allgemeinen jenes seelische Rüstzeug, das, will mir scheinen, notwendiger ist als alle anderen Verteidigungsmittel.

Der Zufall spielte mir nun dieser Tage ein Büchlein in die Hand, das bei Fachleuten wohl größerer Beachtung begegnet und schließlich auch Laienkreisen nicht ganz unbekannt sein dürfte. Es ist die: „Große Didaktik von Johann Amos Comenius, in welcher eine allgemein gültige Kunst, Alle Alles zu lehren“ dargestellt wird.

Welche Gefühle erwecken in uns dort die herrlichen Worte dieses mittelalterlichen Pädagogen, die er seinem Werke als Leitgedanke voranstellt: „Unserer Didaktik A und O soll sein:

Eine Weise zu erforschen und zu erfinden, nach welcher die Lehrenden weniger lehren, die Lernenden aber mehr lernen; die Schulen weniger geräuschvolles Treiben, Ueberdruß, vergebliche Arbeit, aber mehr Ruhe, Lust und Freude, und gründlichen Fortschritt zeigen; das christliche Gemeinwesen weniger Finsternis, Verwirrung, Zwiespalt, mehr Licht, Ordnung und Frieden aufzuweisen hat.“

Ein ganzes, herrliches Schulprogramm! Endlicher Verwirklichung wert! Und dazu gibt der große Praktiker noch eine Reihe Ausführungsbestimmungen und Erklärungen, deren bedeutendste anzuführen mir an einigen Stellen notwendig erscheint. Eingehend befaßt sich Comenius mit der Jugend seiner Zeit, die durch die Verwüstung des 30jährigen Krieges selbst in rechte Verwilderung geriet. Die Jugend recht zu bilden sei etwas mehr als Troja erobern! Comenius erhebt mit dieser weisen Mahnung Melanchthons seine warnende Stimme und wagt nun zu hoffen, „die Vorsehung des höchsten Gottes wisse nicht ohne Absicht zu verbinden, daß der Einsturz der alten Schulen und die Gestaltung der neuen nach neuen Ideen in dieselbe Zeit fielen, in der die Zerrüttung des Vaterlandes und der so sehr traurige Zustand von ganz Deutschland ihn so sehr schmerze. (1642—1650.)

Es war die Zeit des dreißigjährigen Krieges, da, wie heute auch, „an Stelle der gegenseitigen aufrichtigen Liebe — gegenseitiger Haß, Feindschaft, Krieg und Mord; an Stelle der Gerechtigkeit — Unbilligkeit, Ungerechtigkeit, Unterdrückung, Dieberei, Räuberei; an Stelle der Keuschheit — Unreinheit und Unzüchtigkeit; an Stelle der Einfachheit und Wahrhaftigkeit — Lug, Trug, böse List und an Stelle der Demut — Stolz und Hochmut“ getreten war. Genau wie heute ein Rufer in der Wüste, aber ebenso erfolglos wie heute wohl auch, da zumeist niemand mehr die geistigen Güter achtet, laute Mahner als unbequeme Zeitgenossen empfunden werden und „die, welche Lichtbringer sein sollten, verbreiten Finsternis; wo sich noch Gutes und Wahres findet, da ist es verstümmelt, entwertet, zerstückelt, ja ein bloßer Schatten und eine leere Meinung . . .“

Und nun krönt Comenius seine traurige Betrachtung mit dem trostvollen Schlusse: „Das aber lehrt uns die hlg. Schrift, daß kein anderer Weg unter dem Himmel, um die menschliche Verderbnis zu bessern, wirksamer ist, als eine richtige, vorsichtige und sorgsame Erziehung der Jugend.“ Wie diese vorsichtige, d. h. vorbengende Erziehung zu erfolgen habe, deutet Comenius so: Es liege sowohl im Interesse der Schüler, damit sie ohne Schwierigkeit, Ueberdruß, Geschrei und Schläge gleichsam im Spiel und Scherze zu den Gipfeln der Wissenschaft geführt werde, als auch der Schule, welche durch gebesserte Methode ständig in frischer Kraft erhalten bleibe. Dann werden diese Schulen in Wahrheit ludi (Spiele) sein, Wohnungen der Wonne und Lust.

Diese Bringerin der Lust war die Gegenwartsschule bisher nicht. Sie konnte es auch nicht werden, weil ihr dazu jeder Anstoß fehlte.

Warum strömte Athens Jugend aus der Zeit des Alcibiades zu den weiten Sälen der Gymnasien täglich so frohlockend hinaus? Dort, an den Quellen der Gelehrsamkeit, der geistigen und körperlichen Kräfte wußte sie sich verstanden durch Führer und wahre Lehrer, die sie ihren persönlichen Reigungen entsprechend wählten. Und jene Männer perikleischer Blütezeit, wie wußten sie ihr junges Volk zu fesseln und durch ihre Lehre an sich zu ziehen? Aus Schülern wurden Vertraute, aus Lehrern aber Freunde und Führer. Und was sie lehrten, entsprang der absoluten Lebensnotwendigkeit; nicht aber war es eine erdrückende Fülle solcher Materien, für deren Erfassung das jugendliche Auditorium gar keine Aufnahmefähigkeit, keinerlei äußeres oder inneres Interesse entgegenbrachte. Gleichgerichtete Begabungen fanden sich zu Gleichgesinnten; wen Diskos mehr lockte als Rhetorik, der fand im freien Wettbewerb Genossen genug zur Übung und seine spielerische Betätigung fand in den Augen der Zeitgenossen dieselbe Anerkennung, wie jene Gruppe, deren Streben mehr auf geistigen Bahnen sich bewegte. Ihre Schulen waren Tummelplätze des Geistes und des Körpers, waren Schulen der Lust, der Lebensfreude. Dieses Vertrauensverhältnis wird auch künftighin leichter wieder zu erreichen sein, wenn die Schule dem Zwange abhold, sich den einzelnen Begabungsrichtungen unterwirft und demgemäß Plan und Aufbau einrichtet. Dies aber ist das prora et puppis allein der künftigen Einheitsschule.

Nachdruck sämtlicher Artikel verboten. — Für unverlangte Verantwortlicher Leiter: Gustav Mebert. — Druck und Verlag

Gäste.

Von Peter Schar.

In die Hinterstube des Weintellers traten zwei Herren. Der eine war ein breitschultriger, unterlegter Mann mit einer Bodenpelz und biden, ziemlich schmutzigen Händen; der andere trug sich elegant, ohne Aufdringlichkeit, aber mit einem Stich ins Amerikanische — wie man es gern hat.

Sie legten zu gleicher Zeit ihre Sachen am nämlichen Kleiderständer ab: der jüngere mit eleganter Nachlässigkeit, der viereckige Mann mit unständlicher Würde und Steifheit und einem breiten etwas in seinen Wesen, das den Gedanken nahelegte, er würde im nächsten Moment auch seinen breiten Vollbart abknöpfen, mit Umsicht ausklopfen und zu der Bodenpelz an den Nagel hängen, um ihn nach getanem Vergnügen ebenso breitspurig wieder anzuknöpfen.

Als die Herren so notgedrungen nebeneinander standen, geschah es, daß der jüngere über irgend etwas lächelte, — was ganz zufällig kommen mochte, aber ebensoviele auch eine unbewusste Wirkung der Vorträge des andern sein konnte.

Im selben Moment streifte der viereckige Mann das Gesicht des andern mit einem bösen Blick, wobei es ihm Mühe zu machen schien, eine aufbrausende Bemerkung zu einem unverständlichen Murren und Knurren zu dämpfen.

Der elegante Herr legte sich indessen, ohne von dem andern Notiz zu nehmen, an einen Tisch und bestellte sich etwas zu essen; der Viereckige schob sich unter beträchtlichem Boltern und Schnaufen ebenfalls hinter einen Tisch.

Sie saßen nun einander so zugekehrt, daß sie sich beständig im Auge halten mußten, wobei es zweifelhaft blieb, ob das ihrer Absicht oder einem höheren Zwang zuschreiben war, der sie zur Ausstragung eines in ihrem Wesen begründeten Konflikts bestimmt haben mochte.

Als der elegante Herr Wein und Essen bestellt hatte, trommelte er etwas auf der Tischplatte, rühte an seiner Krawatte, sah nach der Uhr, trommelte abermals und sah plötzlich, wie von magischer Gewalt getrieben, nach dem viereckigen Herrn hinüber, der seinerseits nur darauf gewartet zu haben schien, sich durch irgend etwas in seiner Haltung gehört und in Horn verlegt zu fühlen.

Seine Haltung aber bestand nun darin, daß er in geheimnisvoller Weise mit dem Taschmesser innerhalb eines Zeitungspapiers herum schnitzte, dessen Bestimmung es war, ein mächtiges Stück Rauchfleisch diskret zu verhüllen. Der dicke Mann hatte eben ein Stück von dem Rauchfleisch auf dem Teller und leckte danach, es an den Mund zu bringen, der bereits schnappende Bewegungen vollführte, als der neugierige Blick des eleganten Herrn die Ausführung des andern unterbroch.

Ueber das ohnehin schon stark gerötete Gesicht des Viereckigen zog sich ein bläulicher Schimmer. Seine Hand fuhr mehrmals unwillkürlich auf und ab: endlich oder konnte er sich nicht mehr begähnen und kloppte das Fleisch wollüstig in den Mund. Zugleich ließ er einen schaurigen Ton vernehmen, der sowohl Lustgefühl, als auch lodenden Ingrimm — wahrscheinlich aber ein Gemisch aus beiden — ausdrückte. Alles das war begleitet von Blicken tödlicher Gereiztheit nach dem andern, der sich mittlerweile diskret weggekehrt hatte und nun wieder auf seinem Tisch trommelte, ohne sich jedoch dem Vorn so weit entziehen zu können, daß er nicht hin und wieder trotzdem verstohlen nach dem Viereckigen geblickt hätte, der ihn wiederum, nunmehr gierig schlingend, fortgesetzt im Auge behielt.

So lagen die Dinge, als die Kellnerin kam und erst dem eleganten Herrn eine Gemüseplatte und eine Flasche Most, hernach dem Viereckigen einen Esstisch mit einer Flasche Sekt brachte. Der Jüngere machte sich nun an die Gemüseplatte, und er klocherle mit einer Art von Mißvergnügen darin herum, das sich in sehnsüchtiger Verlorenheit an die rauchfleischigen Genüsse seines Gegenübers allmählich zur Gereiztheit entwickelte.

Der Viereckige hatte nicht sobald die Gemüseplatte seines Feindes wahrgenommen, als er auch schon ankam, von einer hämischen Schadenfreude gebläht zu werden, die indes seine Abneigung zu jenem nur noch steigerte.

In diese Situation wechselseitig betriebener Verärgerung plätschte nun auch noch der Sektir des biden Mannes hinein — was Wunder, daß der leidende elegante Herr im Augenblick, da der andere mit weißhinterem Schmatzen das erste Glas hinuntergoß, die Beherrschung verlor, und ein Aufschrecken nicht zurückhalten konnte, was wie ein unterdrücktes Wiedern Klang.

Im selben Augenblick hieb der Viereckige sein Glas so wuchtig auf, daß der Fuß abbrach.

Ein Schnaufen, wie von einem gereizten Tier der Wildnis, ertönte aus dem Dickicht des Vortes, und da auch der elegante Herr, nun ebenfalls zum Außersten getrieben, im selben Moment unter abermaligem Gelächter aufschrie, bohrten sich die Blicke beider in tödlichem Haß ineinander. „Da — Sie!“, stieß der Viereckige mit blaurotem Gesicht herbei, „was ist denn! Sie!“

„Nichts — Sie!“, jagte der elegante Herr mit einer eisig vornehmenden Gahrung, die aber durch das Vibrieren der Stimme etwas beeinträchtigt wurde.

„Ah —“, schrie der andere, atemlos vor Zorn, „der Herr ist zu vornehm, um mit unsereinem zu reden — wie! Unsereins hat keine Bildung — wie!“

Der elegante Herr, über diese Dinge im Innern amüsiert, aber doch viel zu wütend, um dem Vorgang nur das Unterhaltende zu geben, raffte sich hoch und sagte übertrieben spitz: „Ich zweifle durchaus nicht an Ihrer Bildung . . . Sie beweisen sie ja!“

„Wa — a — a!“, brüllte der Viereckige, an allen Gliedern zitternd. „Sie wollen mich verhöhnen — Sie — Sie — Sie —“

Ein furchtbarer Hustenanfall gabot ihm Einhalt. Er fiel, fürchterlich bellend, rasselnd und spuckend, vornüber, die Kellnerin klopfte ihm mit den Fäusten den Rücken, der Wirt stürmte herbei, Gäste rotteten sich an allen Winkeln zusammen, und während der elegante Mann in fieberhafter Bestürzung zuckte und das Zimmer verließ, erholte sich der viereckige Mann langsam wieder und kam allmählich dazu, die Umstehenden zu überzeugen, daß so ein Vögel ihm nun und nimmermehr die Bildung abbrechen könne.

Manuskripte wird keine Verantwortung übernommen. der C. F. Müllerschen Hofbuchhandlung m. b. S.